

Das grüne Auto.

Epionage-Roman von August Wehl.

(24. Fortsetzung.)

„Ah doch,“ sagte die Gräfin traurig, „weil man also die Liebesschwärmerin hat. Ich muß sagen, kompliziert sind die Dinge hierzulande bei den Behörden.“

„Das dürfte wohl überall so sein, Gräfin,“ bemerkte Eshor. „Mögl. ich meine mich nicht aus in diesen Dingen. Ueberdies fühle ich mich nicht wohl. Ich habe so fürchterliche Migräne. Und mit Behörden will ich nichts zu tun haben, auch wenn ich gesund bin. Glauben Sie nicht, daß es genügen würde, wenn ich Ihnen den Empfang des Schmudses beständige und den Fingerlohn übergebe?“

„Ich bin leider dazu nicht ermächtigt. Auch ich bin der Polizei gegenüber nur Privatperson wie Sie, Gräfin. Ich werde mich aber erkundigen, ob sich die Sache nicht dadurch vereinfachen läßt, daß ein Beamter hierbesteht, um die Formalitäten in Ihrer Wohnung zu erledigen, da Sie sich unwohl fühlen.“

„Wenn es schon sein muß, dann wäre mir der Weg lieber. Nur nicht in Amtszimmern verkehren müssen.“

„Ich mache Sie noch aufmerksam, Gräfin, daß jeder Polizeibeamte mit einer gewissen pedantischen Vorsicht vorgehen wird, um so mehr, als es sich hier um ein wertvolles Stück handelt. Es wird wohl notwendig sein, daß Sie ihm beweisen, daß Sie wirklich die Eigentümerin des Schmudses sind.“

„Ja, wie soll ich denn das? Mein Mann, meine Dienstreute können Zeugenschaft ablegen. Genügt das?“

„Ich glaube wohl,“ bemerkte Eshor. „Er erhebt sich und hat um das Armband, das ihm die Gräfin nur übergeben.“

„Ich führe jetzt in's Fundbureau zurück. Heute Nachmittag noch wird ein Beamter bei Ihnen vorbeigehen.“

„Eshor erlitt in's Sicherheitsbureau, zu Polizeirat Wurz.“

Er erzählte ihm hastig, was er von der Baronin Sternburg erfahren hatte und was bei der Gräfin in Campobello vorgegangen war.

„Der Polizeirat nicht ihm freundlich.“

„Das haben Sie recht gut gemacht. Also eine Amerikanerin ist sie, keine Italienerin.“

„Ja, leider.“

„Warum leider?“

„Ihr von jener Frau gaben, die auf so merkwürdige Weise von der Gräfinhofstraße in die Stadt fuhr, könnte auch auf sie passen.“

Der Polizeirat ging zum Fenster und blickte eine Weile auf die Straße hinaus, ohne zu sprechen. Plötzlich wandte er sich um und sagte: „Ja, das wird das Vernünftigste sein. Ich fahre selbst zu ihr. Rein nach so guter Bericht kann mir den persönlichen Eindruck ersetzen. Bitte, finden Sie sich gegen sechs Uhr bei mir ein, dann wollen wir das weitere besprechen.“

Um halb fünf Uhr wurde der Gräfin in Campobello der Beamte des Fundbureaus, Wurz, gemeldet. Wurz, der einfache Zivilkleidung trug, wurde in den Salon geführt, in welchem ihn die Gräfin bereits erwartete.

Mit einem einzigen raschen Blick umfahnte der Polizeirat die Gestalt der Gräfin, die ihn, ohne aufzustehen, aufforderte, näherzutreten.

„Ich bitte, ich komme wegen des Armbandes,“ begann er.

„Ich weiß — ich weiß —. Machen Sie keine langen Einleitungen. Wie hoch ist der Fingerlohn?“

„Zehn Prozent des Wertes.“

„Also, sagen wir: Vierhundert Kronen. Hier sind sie.“

Der Polizeirat steckte die Noten ein und stellte darüber eine Empfangsbekundigung aus.

„Jetzt geben Sie mir endlich einmal das Armband.“

„Sehr gern. Nur muß ich Sie vorher bitten, es mir genau zu beschreiben.“

„Gott, ist das eine Umständlichkeit! Damit Sie aber ja nicht fehlgehen.“

Die Gräfin schritt zur Thür und rief ihren Mann.

„Bitte, sage Du dem Herrn, wie das Armband aussieht. Sonst glaubt er vielleicht gar, ich habe mir die Details gemerkt, als Baron Eshor es mir zeigte.“

Der Graf erschien im Thürhügel, nicht dem Polizeirat flüchtig zu und gab die schon bekannte Beschreibung.

„Stimmt,“ sagte der Polizeirat, „besondere Merkmale vermögen Sie keine anzugeben?“

Während der Graf gesprochen hatte, war keine Frau zum Fenster getreten und trummelte nervös an die Scheiben.

Bei der Frage des Polizeirats beugte sie sich jauchzend um.

„Von besonderen Kennzeichen weiß ich nichts,“ antwortete der Graf.

Die Gräfin setzte hastig hinzu: „Es ist gar nichts Besonderes am Armband. Wenn ich gewohnt hätte, daß das so viel Umstände und Fragen hervorruft, hätte ich es wirklich unterlassen, dem Baron zu bitten, in der Sache zu intervenieren!“

„Verzeihen Sie, aber es ist meine Pflicht, genau nach den Vorschriften vorzugehen. Ich kann zu meinem Bedauern auch nicht davon abgehen, wenn ich täglich fälle. Uebrigens genügt mir die Auskunft, die ich erhalten. Bitte, hier ist das Armband.“

Der Graf verschwand im Nebenzimmer.

„Ich bitte Sie nur noch,“ begann der Polizeirat Wurz wieder, „diese Empfangsbekundigung zu unterschreiben.“

Der Polizeirat legte ein Formular auf den Tisch, das die Gräfin rasch unterschrieb.

Der Polizeirat Wurz empfahl sich. Als er über die Treppe ging, wurde er plötzlich von oben gerufen.

Ein Bedienter beugte sich über das Geländer.

„Die Frau Gräfin läßt noch einen Augenblick bitten.“

„Was vorzugehen?“

„Ich sah mich im Zimmer um. Nichts Auffälliges war zu bemerken.“

In höflichem Ton wandte er sich an die Gräfin:

„Verzeihen Sie, aber vor wenigen Minuten haben der Graf und Sie das Armband als Ihr Eigentum erkannt. Auch Baron Eshor gegenüber haben Sie erklärt, die Besitzerin zu sein.“

Die Gräfin fuhr gereizt auf. Während ihre Hände sich zu Hüften ballten, blitzten ihre großen dunklen Augen den Polizeirat herausfordernd an.

„Ich denke, es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Armband nicht mir gehört. Soll ich mir fremdes Eigentum aneignen? Ich habe

gereizt. Es liegt eine läufende Neugier vor, aber mein Schmutz ist es nicht.“

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ der Polizeirat das Haus der Gräfin.

In tiefem Nachdenken schritt er davon. Auf dem Wege in sein Bureau legte sich der Polizeirat nur die eine Frage vor: Was konnte die Frau veranlaßt haben, plötzlich den Schmutz abzuliegen, auf dessen Besitz sie so hohen Werth legte, von dem sie sich nie getrennt hätte? Denn daß er ihre war, stand für den Polizeirat fest.

In den wenigen Minuten, in denen sie sich allein im Zimmer befunden hatte, mußte irgend etwas geschehen sein, das sie im Innersten aufwühlte. Sonst hätte sie nicht so bleich und ältlich dahingefahren, als er wieder in's Zimmer trat.

Beim Lichte seiner Lampe prüfte der Polizeirat nochmals das Armband. Als er die Emaille öffnete, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß das Glas vor der Photographie fehlte.

Und wie seine Blicke bei dieser Entdeckung in Gedanken über den Tisch schweiften, sah er das kleine feine Deckglas aus seinem Rahmen herausspringen.

Sapperment, daß er das übersehen hatte! Offenbar hatte er nachmittags im Gespräch mit Doktor Martens vertieft in der Eile vergessen, das Glas wieder aufzusetzen.

Und nun war alles klar. Die Gräfin hatte wohl, als sie sich allein befand, nach dem Bild geschaut, das neben dem Armband hing, und das Fehlen des Glases bemerkt.

„Also, sagen wir: Vierhundert Kronen. Hier sind sie.“

Der Polizeirat steckte die Noten ein und stellte darüber eine Empfangsbekundigung aus.

„Jetzt geben Sie mir endlich einmal das Armband.“

„Sehr gern. Nur muß ich Sie vorher bitten, es mir genau zu beschreiben.“

„Gott, ist das eine Umständlichkeit! Damit Sie aber ja nicht fehlgehen.“

Die Gräfin schritt zur Thür und rief ihren Mann.

„Bitte, sage Du dem Herrn, wie das Armband aussieht. Sonst glaubt er vielleicht gar, ich habe mir die Details gemerkt, als Baron Eshor es mir zeigte.“

Der Graf erschien im Thürhügel, nicht dem Polizeirat flüchtig zu und gab die schon bekannte Beschreibung.

„Stimmt,“ sagte der Polizeirat, „besondere Merkmale vermögen Sie keine anzugeben?“

Während der Graf gesprochen hatte, war keine Frau zum Fenster getreten und trummelte nervös an die Scheiben.

Bei der Frage des Polizeirats beugte sie sich jauchzend um.

„Von besonderen Kennzeichen weiß ich nichts,“ antwortete der Graf.

Die Gräfin setzte hastig hinzu: „Es ist gar nichts Besonderes am Armband. Wenn ich gewohnt hätte, daß das so viel Umstände und Fragen hervorruft, hätte ich es wirklich unterlassen, dem Baron zu bitten, in der Sache zu intervenieren!“

„Verzeihen Sie, aber es ist meine Pflicht, genau nach den Vorschriften vorzugehen. Ich kann zu meinem Bedauern auch nicht davon abgehen, wenn ich täglich fälle. Uebrigens genügt mir die Auskunft, die ich erhalten. Bitte, hier ist das Armband.“

Der Graf verschwand im Nebenzimmer.

„Ich bitte Sie nur noch,“ begann der Polizeirat Wurz wieder, „diese Empfangsbekundigung zu unterschreiben.“

Berechtigung und Grenzen des Vergnügens.

Wie sollen sich Vater und Mutter stellen zu den Freuden und Lustbarkeiten ihrer Kinder? Darüber sollten sich alle Eltern klar werden, bevor sie in den Fall kommen, Stellung dazu nehmen zu müssen. Denn dann wird ihnen diese Frage, wenn sie dieselbe nicht vorher gelöst haben, manche Verlegenheit bereiten.

Früher, als man noch biblisch-religiös war, hat man in ersten sittlichen Dingen immer die Bibel gefragt. Was sagt nun die in dieser Angelegenheit? Mancher mag überrascht sein, daß sie, soweit es die Jugend betrifft, ein klares und unzweideutiges Ja in Bezug auf die Freuden und den Lebensgenuss sagt, aber er wird es dann wieder umso begrifflicher finden, wenn ein ebenso klares und kräftiges „Aber“ der Erlaubnis beigegeben und damit ein einbreitlicher Vorbehalt gemacht wird.

Zu den Freuden der Jugend gehört zunächst erstens ein Ja. Das müssen sich alle Väter und Mütter vorbehalten, die lieber nein sagen. Freilich ist das begrifflich, daß man in Bezug auf die eigenen Kinder lieber nein sagt. Es ist dies auch edler und besser als das Beispiel, das manche Eltern den Kindern geben, wenn sie selber, statt sich des Erziehungs-Gründes bewußt zu sein, nach den Freuden und Genüssen dieser Welt nachhaken, wie das immer burleske, moderne Gesellschaft es getohnt ist. In den Augen erster Eltern treten da eben zwei Gestalten miteinander in Konkurrenz um ihre Kinder, die eine zieht hinaus und sagt ein bedingungsloses Ja zu jeder Freude; es ist die Welt vor dem Auge in Verbindung mit der Welt im Herzen des Kindes. Diese Welt legt zum Fenster herein in die Stube und ruft: „Komm! Komm! und geh' mit!“

Aber da ist die andere Gestalt in den Räumen des Hauses, die waagt eifersüchtig über diese, die braunen Locken und angesehene Verkleidung in allerlei Form, von den Einladungskarten bis hin zu Zeitungsinserten, Vergnügungsanzeigen und Plakaten. Diese innere Gestalt ist die Elternliebe und Elternfurcht. Sie fürchtet sich vor den Einwirkungen der andern auf das Kind, glaubt sich im Recht, hat sehr oft im Einzelnen auch Recht und sagt wohl am liebsten immer nein! Das Nein fällt freilich auch nicht immer leicht; das Schwierige aber ist jenen der Kampf zwischen dem Ja und dem Nein, denn das Nein erscheint ein wenig brutal und will nicht stimmen zur Parteilichkeit der Elternliebe, und das Ja ist schwächlich, wenn es zur Welt zu werden droht und scheint nicht zu stimmen mit der Elternfürsorge und mit dem doch sehr angezeigten Lebenssinn. Daher der gelinde Schrecken, der etwas unangenehm Erzenhaftes für manche Eltern hat, wenn unerbittlich so ein enfant terrible der Freude vortritt mit der Frage: „Papa, darf ich? Mama, dürfen wir?“ und damit den Papa und die Mama vor die Alternative stellt: Ja oder Nein? Da erfordert es denn oft entweder eine gute Portion Selbstverleugung und Mut, ja zu sagen, oder einen Aufwand von Energie zu einem entschlossenen und unerbittlichen Nein, immer aber die nötige Weisheit und auch etwas wie Takt, das Richtige zu treffen in Bezug auf die geistliche Entwicklung des Kindes. Denn das muß zugegeben werden: Das Wohl des Kindes ist wieder an das einseitige Ja noch an das ausschließliche Nein gebunden. Die Freuden und das Vergnügen haben in der Jugend ihre Berechtigung. Oder willst Du sie der Jugend verneinen? So schau! Was daraus wird und wie sie sich unter dem Druck der Freudenlosigkeit entwickeln. Unnatürlich, verbittert, griegrisches Wesen, erkorbene Blüten, erstirbte Reime, gefährliche Unselbstständigkeit und Haltlosigkeit wären die schwerwiegenden Folgen. Damit ist nicht der schrankenlosen Freiheit das Wort geredet und sind nicht die Eltern in Schutz genommen, die nachlässig und leichtfertig alles geben lassen. Aber man muß ins Wasser, wenn man schwimmen lernen will. Bloß gibt's allerlei Weisheiten, trübe und klare, harmlose und gefährliche; und da ist der Punkt, wo zum Ja das Aber hinzutritt, wo der Erzieher zur Erlaubnis, die er erteilt, das nötige Bedenken hinzufügt und die Berechtigung des Vergnügens in der Jugend die unerlässlichen Grenzen anweist. Freuet euch also, Jüngling und Jungfrau, Sohn und Tochter, Anabe und Mädchen, nehmt Teil an Dem und Jenem, aber bedenkt! — Gemahret, Vater und Mutter, erlaube, ihr Eltern, Dies und Das, aber haltet das Maß im Auge und behaltet ein feines Gefühl für das, was genug ist und rechter Mäßen.

— Aha! „Aber sagen Sie, warum lassen Sie denn im Herbst Ihren Mann, wenn er vom Betriebsheim kommt, nur durch die Hintertüre hinein?“

„Ja, weil er da durch den Obstgarten muß und dann immer gleich — das reife Obst von den Bäumen schüttelt!“

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmeichelei gegeben, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreist...“

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmeichelei gegeben, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreist...“

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmeichelei gegeben, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreist...“

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmeichelei gegeben, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreist...“

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmeichelei gegeben, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreist...“

Taufune.

Die Berichte über schreckliche Verheerungen, welche vor kurzem durch Taifune in gewissen Gegenden Ostasiens angerichtet worden sind, haben die Frage nach dem Wesen dieser Naturerscheinung ein besonderes Interesse verliehen. Der Name kommt her von den chinesischen Worten „tai“ d. i. außerordentlich, und „fung“ d. i. Wind, und bezeichnet Wirbelstürme von größter orkanartiger Heftigkeit. Sie treten in den ozeanischen Meeren in der Umgebung der Philippinen, der China- und Japansee auf und haben mit andern tropischen Wirbelstürmen große Ähnlichkeit. Meist treten sie auf dem Meere auf, ziehen auch über kleinere Inseln hinweg, lösen sich aber über dem Festlande rasch auf. Sie kommen übrigens nicht sehr häufig vor, für einen bestimmten Ort oft jahrelang nicht, an Küstenorten Ostasiens nach der Angabe des Meteorologen Dohbert vielleicht einmal in 20 Jahren.

Wie bemerkt, sind die Taifune ungeheure Luftwirbel, in denen der Wind mit rasender Geschwindigkeit um ein bestimmtes Zentrum, wo das Barometer den tiefsten Stand zeigt, weht, während dieses Zentrum selbst über den Erdboden fortbewegt. Im Zentrum herrscht auf einer Strecke bis zu 20 oder 30 Kilometer fast völlige Windstille, außerhalb dieser zentralen „Kerne“ treten sogleich die größten Windgeschwindigkeiten auf, oft von solcher Stärke, daß ihnen nichts zu widerstehen vermag. Bei dem Taifun, dessen Zentrum am 21. Oktober 1882 über Manila hinwegging, zeigte der Windmesser des Observatoriums, ehe er vom Sturm gerührt wurde, eine Geschwindigkeit der wirbelnden Luft von 54 Meter in der Sekunde an, die Maximalgeschwindigkeit war also noch größer. Es ist klar, daß Orkanen von solcher Heftigkeit selbst sehr feste Gebäude nicht zu widerstehen vermögen; nach dem Vorüberzug des Wirbels erblickt man fast nur Ruinen, die Bäume sind entlaubt und entwurzelt, und selbst der behaarte Erdboden sieht aus, als ob Feuer über ihn hinweggezogen wäre. Nach Dohbert umfaßt das Gebiet eines Taifuns, nämlich das eigentliche Sturmfeld, mindestens 1000 Seemeilen; dagegen reicht der Wirbel nicht sehr hoch in die Atmosphäre hinauf, wo er den Gebirgen Ostasiens und Japans mit Höhen von 200 Meter begegnet, zerfällt er an diesen.

Das Zentrum der Taifune bewegt sich östlich von den Philippinen meist in westlicher Richtung, dann nach Nordwesten, hierauf nach Norden, und schließlich nach Nordosten, so daß die Bahn derselben einen großen Haken bildet. Die Taifune treten am häufigsten im September auf, weniger häufig in den Monaten Mai bis November, fehlen dagegen im Januar, Februar und März. Sie kommen vom Stillen Ozean her, aus einer dort häufig auftretenden länglichen Depression, die sich oft bis über die Philippinen hin ausdehnt. Der tiefste Barometerstand findet sich natürlich im Zentrum der Taifune und erreicht bisweilen 700 Millimeter, ausnahmsweise sogar noch weniger. Stete Begleiter der tropischen Orkane sind heftige Regenfälle, besonders in den inneren Teilen des Wirbels; es fallen dort nicht selten 250 bis 400 Millimeter Regen. Taifune kündigen sich meist durch ungewöhnliche Färbungen des Himmels bei Sonnenauf- und -untergang an, und das Firmament erscheint durch Zirkusförmigkeit verhält, dabei ist das Wetter heiß und trocken. Nach Dohbert ziehen gleichzeitig störende oder streifenförmige Cirren aus Osten sowie gegen Norden, und das Barometer steigt zunächst noch etwas. Sonne und Mond werden von Ringen oder Höfen umgeben und grelle Dämmerungsercheinungen treten auf. Der Wind ist schwach oder es herrscht völlige Windstille. Das sind die allgemeinen Witterungszustände, wenn das Zentrum des Taifuns noch etwa 1000 Seemeilen entfernt ist. Näher es näher, bis zu 600 Seemeilen Abstand, so wird die See unruhig, hohe Wellenmassen, entfernten Gebirgen ähnlich, tauchen am Seehorizont auf, und das Barometer beginnt zu fallen. Jetzt besteht für den erfahrenen Seefahrer kein Zweifel, daß ein Taifun naht. Der Wind nimmt an Heftigkeit zu und schwerer Regen setzt ein, wenn das Zentrum noch 250 Seemeilen entfernt ist. Näher es sich noch mehr, so fällt das Barometer außerordentlich rasch. Wolkenfetzen fliegen vor dem heulenden Winde und der Regen gießt in Strömen; kein Segel hält Stand. Gewitter treten dabei auf, aber der Sturm bräut in tiefen Tönen, gleich entferntem Donner. Im Zentrum selbst herrscht Windstille und im Scheitelpunkt klart der Himmel auf, aber die See scheint zu tosen, ihre Oberfläche ist zu Schaum zerstückelt und ungeheurer hohe Wellen setzen sich durcheinander.

Nachdem das Wirbelzentrum vorübergezogen ist, legt der Sturm abermals ein, aber aus entgegengesetzter Richtung wie früher, auch treten wieder ungeheurer Regenfälle auf. Meist ist das Wetter auf der Rückseite des Wirbels noch gefährlicher als auf der Vorderseite.

Die Taifune sind in den ozeanischen Meeren in der Umgebung der Philippinen, der China- und Japansee auf und haben mit andern tropischen Wirbelstürmen große Ähnlichkeit. Meist treten sie auf dem Meere auf, ziehen auch über kleinere Inseln hinweg, lösen sich aber über dem Festlande rasch auf. Sie kommen übrigens nicht sehr häufig vor, für einen bestimmten Ort oft jahrelang nicht, an Küstenorten Ostasiens nach der Angabe des Meteorologen Dohbert vielleicht einmal in 20 Jahren.

Wie bemerkt, sind die Taifune ungeheure Luftwirbel, in denen der Wind mit rasender Geschwindigkeit um ein bestimmtes Zentrum, wo das Barometer den tiefsten Stand zeigt, weht, während dieses Zentrum selbst über den Erdboden fortbewegt. Im Zentrum herrscht auf einer Strecke bis zu 20 oder 30 Kilometer fast völlige Windstille, außerhalb dieser zentralen „Kerne“ treten sogleich die größten Windgeschwindigkeiten auf, oft von solcher Stärke, daß ihnen nichts zu widerstehen vermag. Bei dem Taifun, dessen Zentrum am 21. Oktober 1882 über Manila hinwegging, zeigte der Windmesser des Observatoriums, ehe er vom Sturm gerührt wurde, eine Geschwindigkeit der wirbelnden Luft von 54 Meter in der Sekunde an, die Maximalgeschwindigkeit war also noch größer. Es ist klar, daß Orkanen von solcher Heftigkeit selbst sehr feste Gebäude nicht zu widerstehen vermögen; nach dem Vorüberzug des Wirbels erblickt man fast nur Ruinen, die Bäume sind entlaubt und entwurzelt, und selbst der behaarte Erdboden sieht aus, als ob Feuer über ihn hinweggezogen wäre. Nach Dohbert umfaßt das Gebiet eines Taifuns, nämlich das eigentliche Sturmfeld, mindestens 1000 Seemeilen; dagegen reicht der Wirbel nicht sehr hoch in die Atmosphäre hinauf, wo er den Gebirgen Ostasiens und Japans mit Höhen von 200 Meter begegnet, zerfällt er an diesen.

Das Zentrum der Taifune bewegt sich östlich von den Philippinen meist in westlicher Richtung, dann nach Nordwesten, hierauf nach Norden, und schließlich nach Nordosten, so daß die Bahn derselben einen großen Haken bildet. Die Taifune treten am häufigsten im September auf, weniger häufig in den Monaten Mai bis November, fehlen dagegen im Januar, Februar und März. Sie kommen vom Stillen Ozean her, aus einer dort häufig auftretenden länglichen Depression, die sich oft bis über die Philippinen hin ausdehnt. Der tiefste Barometerstand findet sich natürlich im Zentrum der Taifune und erreicht bisweilen 700 Millimeter, ausnahmsweise sogar noch weniger. Stete Begleiter der tropischen Orkane sind heftige Regenfälle, besonders in den inneren Teilen des Wirbels; es fallen dort nicht selten 250 bis 400 Millimeter Regen. Taifune kündigen sich meist durch ungewöhnliche Färbungen des Himmels bei Sonnenauf- und -untergang an, und das Firmament erscheint durch Zirkusförmigkeit verhält, dabei ist das Wetter heiß und trocken. Nach Dohbert ziehen gleichzeitig störende oder streifenförmige Cirren aus Osten sowie gegen Norden, und das Barometer steigt zunächst noch etwas. Sonne und Mond werden von Ringen oder Höfen umgeben und grelle Dämmerungsercheinungen treten auf. Der Wind ist schwach oder es herrscht völlige Windstille. Das sind die allgemeinen Witterungszustände, wenn das Zentrum des Taifuns noch etwa 1000 Seemeilen entfernt ist. Näher es näher, bis zu 600 Seemeilen Abstand, so wird die See unruhig, hohe Wellenmassen, entfernten Gebirgen ähnlich, tauchen am Seehorizont auf, und das Barometer beginnt zu fallen. Jetzt besteht für den erfahrenen Seefahrer kein Zweifel, daß ein Taifun naht. Der Wind nimmt an Heftigkeit zu und schwerer Regen setzt ein, wenn das Zentrum noch 250 Seemeilen entfernt ist. Näher es sich noch mehr, so fällt das Barometer außerordentlich rasch. Wolkenfetzen fliegen vor dem heulenden Winde und der Regen gießt in Strömen; kein Segel hält Stand. Gewitter treten dabei auf, aber der Sturm bräut in tiefen Tönen, gleich entferntem Donner. Im Zentrum selbst herrscht Windstille und im Scheitelpunkt klart der Himmel auf, aber die See scheint zu tosen, ihre Oberfläche ist zu Schaum zerstückelt und ungeheurer hohe Wellen setzen sich durcheinander.

Nachdem das Wirbelzentrum vorübergezogen ist, legt der Sturm abermals ein, aber aus entgegengesetzter Richtung wie früher, auch treten wieder ungeheurer Regenfälle auf. Meist ist das Wetter auf der Rückseite des Wirbels noch gefährlicher als auf der Vorderseite.

Die Taifune sind in den ozeanischen Meeren in der Umgebung der Philippinen, der China- und Japansee auf und haben mit andern tropischen Wirbelstürmen große Ähnlichkeit. Meist treten sie auf dem Meere auf, ziehen auch über kleinere Inseln hinweg, lösen sich aber über dem Festlande rasch auf. Sie kommen übrigens nicht sehr häufig vor, für einen bestimmten Ort oft jahrelang nicht, an Küstenorten Ostasiens nach der Angabe des Meteorologen Dohbert vielleicht einmal in 20 Jahren.

Wie bemerkt, sind die Taifune ungeheure Luftwirbel, in denen der Wind mit rasender Geschwindigkeit um ein bestimmtes Zentrum, wo das Barometer den tiefsten Stand zeigt, weht, während dieses Zentrum selbst über den Erdboden fortbewegt. Im Zentrum herrscht auf einer Strecke bis zu 20 oder 30 Kilometer fast völlige Windstille, außerhalb dieser zentralen „Kerne“ treten sogleich die größten Windgeschwindigkeiten auf, oft von solcher Stärke, daß ihnen nichts zu widerstehen vermag. Bei dem Taifun, dessen Zentrum am 21. Oktober 1882 über Manila hinwegging, zeigte der Windmesser des Observatoriums, ehe er vom Sturm gerührt wurde, eine Geschwindigkeit der wirbelnden Luft von 54 Meter in der Sekunde an, die Maximalgeschwindigkeit war also noch größer. Es ist klar, daß Orkanen von solcher Heftigkeit selbst sehr feste Gebäude nicht zu widerstehen vermögen; nach dem Vorüberzug des Wirbels erblickt man fast nur Ruinen, die Bäume sind entlaubt und entwurzelt, und selbst der behaarte Erdboden sieht aus, als ob Feuer über ihn hinweggezogen wäre. Nach Dohbert umfaßt das Gebiet eines Taifuns, nämlich das eigentliche Sturmfeld, mindestens 1000 Seemeilen; dagegen reicht der Wirbel nicht sehr hoch in die Atmosphäre hinauf, wo er den Gebirgen Ostasiens und Japans mit Höhen von 200 Meter begegnet, zerfällt er an diesen.

Das Zentrum der Taifune bewegt sich östlich von den Philippinen meist in westlicher Richtung, dann nach Nordwesten, hierauf nach Norden, und schließlich nach Nordosten, so daß die Bahn derselben einen großen Haken bildet. Die Taifune treten am häufigsten im September auf, weniger häufig in den Monaten Mai bis November, fehlen dagegen im Januar, Februar und März. Sie kommen vom Stillen Ozean her, aus einer dort häufig auftretenden länglichen Depression, die sich oft bis über die Philippinen hin ausdehnt. Der tiefste Barometerstand findet sich natürlich im Zentrum der Taifune und erreicht bisweilen 700 Millimeter, ausnahmsweise sogar noch weniger. Stete Begleiter der tropischen Orkane sind heftige Regenfälle, besonders in den inneren Teilen des Wirbels; es fallen dort nicht selten 250 bis 400 Millimeter Regen. Taifune kündigen sich meist durch ungewöhnliche Färbungen des Himmels bei Sonnenauf- und -untergang an, und das Firmament erscheint durch Zirkusförmigkeit verhält, dabei ist das Wetter heiß und trocken. Nach Dohbert ziehen gleichzeitig störende oder streifenförmige Cirren aus Osten sowie gegen Norden, und das Barometer steigt zunächst noch etwas. Sonne und Mond werden von Ringen oder Höfen umgeben und grelle Dämmerungsercheinungen treten auf. Der Wind ist schwach oder es herrscht völlige Windstille. Das sind die allgemeinen Witterungszustände, wenn das Zentrum des Taifuns noch etwa 1000 Seemeilen entfernt ist. Näher es näher, bis zu 600 Seemeilen Abstand, so wird die See unruhig, hohe Wellenmassen, entfernten Gebirgen ähnlich, tauchen am Seehorizont auf, und das Barometer beginnt zu fallen. Jetzt besteht für den erfahrenen Seefahrer kein Zweifel, daß ein Taifun naht. Der Wind nimmt an Heftigkeit zu und schwerer Regen setzt ein, wenn das Zentrum noch 250 Seemeilen entfernt ist. Näher es sich noch mehr, so fällt das Barometer außerordentlich rasch. Wolkenfetzen fliegen vor dem heulenden Winde und der Regen gießt in Strömen; kein Segel hält Stand. Gewitter treten dabei auf, aber der Sturm bräut in tiefen Tönen, gleich entferntem Donner. Im Zentrum selbst herrscht Windstille und im Scheitelpunkt klart der Himmel auf, aber die See scheint zu tosen, ihre Oberfläche ist zu Schaum zerstückelt und ungeheurer hohe Wellen setzen sich durcheinander.



Eine Tunic mit Handbänder. Dieses einfache und außerordentlich modische Tunic-Kostüm ist aus blaßblauer Erpe de Chine gemacht und mit Handbänder in blaßroter Schattierung verziert. Die Tunic befindet sich über einem Schleppe aus schwarzem Satin und das Haar ist mit einer reizenden Krone aus schwarzem, mit Perlen besetzten, auf dem angedeuteten sich nach Verzierung von Türkisen und mattenförmigen Perlen. Auf dem Rücken sind in Winter-Tanzkleider verwebt; ein Unterrock aus Satin unter dem durchsichtigen getichteten Stoff macht das Kostüm überaus elegant.

Die Wesleyaner.

Weitverbreitete methodistische Genossenschaft in England.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt. Die Wesleyaner sind die bekanntesten Parlamentarier der Welt.

Friedrich der Große und der Mühsünder.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in Ostpreußen einrückte, traf er bei dem General von Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus, wie ein prächtiges Haus.